

## Durchkreuztes Leben

Als Kind und Jugendlicher war der Karfreitag für mich der langweiligste Tag des Jahres. Er übertraf die Sonntage um ein Vielfaches. Überall war nichts los. Weder zu Hause noch auf der Straße. Die Straßen, auf denen wir Kinder Ende der 1950er und in den 1960er Jahren spielten, war kinderleer. Fernsehen gab es damals in meiner Familie noch nicht und aus dem Radio erklang – wenn überhaupt – schwere, mir unzugängliche Musik. Nachmittags gingen wir als Familie schweigend zur Kirche. Das Glockenläuten, das ich bis heute gerne höre, fehlte. Nach Rom seien die Glocken geflogen, wurde mir als Kind erzählt. Die Liturgie in der Kirche zog und zog sich und war mir fremd. Lange Texte und Stillsitzen wurden mir als Kind zur Qual. Das änderte sich auch wenig, als ich Messdiener wurde. Großer Aufmarsch, wenig zu tun. Erst recht nicht die Kleinen. Aber wir tauschten während des Gottesdienstes in Zeichensprache unsere Empfindungen aus. Der Inhalt der Liturgie, das Gedächtnis des Leidens und Sterbens Jesu, war mir fremd und ganz weit weg. Es gab in meinem Leben dafür keine Anschlussstelle. Nach endlosen 2 ½ Stunden wieder zu Hause, passierte endlich was: Wir färbten Ostereier. Aber anschließend versank der Tag wieder in dieser endlosen, nebulösen und schweren Stille.

Die Folgejahre brachten nach und nach eine intellektuelle Annäherung an den Inhalt des Karfreitages, aber einen emotionalen Zugang fand ich weiterhin nicht. Ich blieb unberührt.

Das änderte sich schlagartig, als ich aus der Gemeinde- in die Klinikseelsorge wechselte. Seither erlebe ich unmittelbar, wie leidvoll und todernst Leben sein kann und ist. Bis dahin in einer überwiegend heilen, hoffnungsvollen und lebendigen Atmosphäre aufgewachsen und gelebt, eigneten sich nun auch in meinem Leben Leid und Brüche. Verletztes Leben und der Tod waren jetzt zum Greifen nahe. Krankheit, Einsamkeit, seelische Verletzungen, Leere, Ohnmacht, Überforderung, Schuld, Lebensbedrohung, Tod und Trauer sind mir hier in der Klinik näher als

sonst im Leben und – sie haben einen Namen, ein Aussehen. Es betrifft Kinder und Erwachsene, Eltern und Ehepartner, Freundinnen und Freunde, Pflegekräfte, Ärztinnen und Ärzte.

Am Karfreitag schauen wir auf Jesus von Nazareth und denken an sein Leiden und Sterben. Dabei brauchen wir von unseren eigenen leidvollen Erfahrungen nicht abzusehen. Im Blick auf das Kreuz Jesu brauchen wir unsere zerstörten Träume, die eigenen Verletzungen, die kaputten Illusionen und die Narben nicht zu verstecken und gering zu achten. Im Gegenteil: Der Karfreitag lädt uns ein, mit unserem eigenen Leid, den Sorgen und Nöten, mit dem, was uns bedrückt und schmerzt, mit unseren Krisen in Verbindung zu kommen. Nicht das Starke zählt an diesem Tag, sondern das Schwache. Nicht das Gesunde, sondern das Verletzte. Der Karfreitag stellt das in die Mitte, was wir sonst lieber ins Abseits stellen. Der Karfreitag macht ernst mit der menschlichen Realität. Gut, dass es den Karfreitag gibt!

Der Karfreitag ist noch mehr: Die Menschen, die den Glauben suchen, sind eingeladen, die eigenen durchkreuzten Wegstrecken mit dem Leiden und Sterben Jesu zu verbinden. Jesus lebt sein Leben aus einer tiefen Verbindung zu seinem Gott, den er seinen Vater nennt. Er hat sich immer auf ihn verlassen und fühlte sich bei ihm aufgehoben. Das änderte sich auch in der Begegnung mit dem eigenen Leiden und Sterben nicht. Im Gegenteil. Er vertraut darauf, dass sein göttlicher Vater ihm auch jetzt nicht den Boden unter den Füßen wegzieht. Er vertraut seiner Zuverlässigkeit. Gewiss nicht ohne Angst. Das Vertrauen setzt sich durch, ist stärker. So kann er sein Leiden und Sterben annehmen, Ja sagen zu dem, was kommt.

Uns in dieses Vertrauen mit unseren Schmerzen und Ängsten einzuschmiegen, dazu lädt Jesus besonders am Karfreitag ein. Er bietet uns Gemeinschaft an, mehr noch: Schicksalsgemeinschaft. Was ihn trägt, will auch uns tragen.